



Band 1

WALDMÄRCHEN

Band 1

Der Geigenfrieder

von
M. Friedrichsen

illustriert von
Georg Hinke

Jugend-Verlag

Charlottenburg



Der Geigenfrieder

Es war einmal ein kleiner Junge namens Friedrich. Er wurde aber von allen Frieder genannt. Am bekanntesten war er jedoch als *Der Geigenfrieder*, denn er zog mit seinem Großvater von Haus zu Haus und spielte den Leuten etwas auf der Geige vor.

Sie waren überall gern gesehen und verdienten sich ihr tägliches Brot redlich.

Seine Eltern hatte Friedrich nicht gekannt.

Solange er sich erinnern konnte, lebte er bei seinem Großvater, der ihm mit großer Herzlichkeit begegnet war. Er hatte ihm das Geigenspiel gelehrt und bis dahin die Höhen und Tiefen ihres Lebens miteinander geteilt.

Eines Tages erkrankte der gute Großvater leider schwer und als er spürte, dass er sterben würde, rief er Frieder zu sich ins Bett und sagte zu ihm: »Unter meinem Bett wirst du einen Kasten finden. Zieh ihn hervor und schließe ihn auf!«

Dabei suchte der Kranke unter seinem Kopfkissen einen Schlüssel hervor und gab ihn seinem Enkel.

Frieder tat, wie ihm geheißen, holte unter dem Bett einen länglichen, braunen Kasten hervor, schloss ihn auf und fand darin zu seiner Freude eine wunderschöne Geige.

Der Großvater ließ sich Geige und Bogen reichen, betrachtete beide ein Weilchen liebevoll und sagte dann zu Frieder: »Dies ist ein Vermächtnis für dich, mein lieber Junge. Es ist nicht nur ein köstliches Instrument, das du ja leidlich zu spielen verstehst, sondern es besitzt auch die wunderbare Eigenschaft, Menschen zum Lachen oder Weinen zu brin-

gen, je nachdem, ob eine lustige oder traurige Melodie darauf gespielt wird. Niemand kann ihr widerstehen!«

Mit Verwunderung hatte Frieder seinem Großvater zugehört, doch der Kranke sprach hastig weiter: »Ja, die Kraft dieser Geige ist wunderbar! Sobald eine heitere Tanzweise auf ihr erklingt, ist jeder, der sie hört, gezwungen, nach ihrem Takt zu tanzen. Ebenso muss jeder, der eine traurige Melodie darauf spielen hört, in Tränen ausbrechen. Benutze dieses Instrument weise, so wirst du mit ihm dein Glück in der Welt machen!«

Und gleichsam, als wollte der Kranke die Glaubwürdigkeit seiner matten Worte bestätigen, nahm er die Geige in den Arm, setzte den Bogen an und begann eine so schwermütige Weise zu spielen, dass Frieder eine tiefe Wehmut überkam. Bald liefen ihm die Tränen über die Wangen. Schließlich brach er in heftiges Schluchzen aus und bat: »Hör auf zu spielen, Großvater! Ich muss zu sehr weinen!«

Doch der Großvater hörte von selbst auf zu spielen, die Geige entglitt seinen Händen, er hatte sich in den Himmel gespielt und Frieder verlor seinen treuesten Freund, er hatte keinen Großvater mehr – er war tot.

Notgedrungen beschloss Frieder, allein mit seiner Wundergeige in die weite Welt zu ziehen und sein Glück zu versuchen.

Bevor er jedoch zum Tor hinauszog, wollte er die Kraft seiner neuen Geige erst in seinem Heimatstädtchen erproben.

Ärmlich gekleidet und barfuß kam er vor die Werkstatt eines berühmten Schusters, der viele Gesellen beschäftigte.

Vor der Tür der Werkstatt stellte sich Frieder auf und woll-

te spielen.

Der Meister nickte ihm zu und sagte: »Sieh da, der Geigenfrieder ist ja wieder da! Spiele uns etwas vor, aber es muss etwas Hübsches sein!«

Vorsorglich wählte Frieder eine ernste Melodie, denn der Meister war ein ernster Mann und hätte an Lustigem keinen Gefallen gefunden.

Frieder begann zu spielen. Kaum hatte er jedoch einige Bogenstriche getan, liefen dem Lehrling schon die Tränen über die dicken, roten Backen.

Dann folgten die Gesellen. Zunächst wischten sie sich heimlich mit dem Ärmel über die Augen, damit es die anderen nicht sehen sollten.

Bald aber nützte dies nichts mehr, und sie mussten ihren Tränen freien Lauf lassen.

Der Meister bewahrte seine Standhaftigkeit am längsten; er arbeitete gerade an einem Brautschuh aus weißer Seide und unterdrückte seine Rührung so lange wie möglich. Doch schließlich musste auch er anfangen zu schluchzen und alle schluchzten mit.

Plötzlich fiel dem Meister eine Träne auf den kostbaren Schuh. Erschrocken rief er: »Genug, Frieder! Genug, du hast sehr schön gespielt! Sei bedankt, aber wir würden zu traurig werden, wenn wir dir noch länger zuhören.«

Der Meister hatte rasch überlegt, dass er den Tränenfleck auf dem Schuh mit einer Rosette bedecken könnte.

Der Altgeselle schrie den Lehrling, der seine Betrübtheit gar nicht loswerden konnte, heftig an: »Lass doch endlich dein Schluchzen, du Wickelkind.«

»Ihr habt ja alle geweint!«, gab der Lehrjunge trotzig zurück.

»Ruhig!«, fuhr der Meister dazwischen, dann fragte er: »Frieder, warum gehst du denn barfuß?«

»Ach«, erwiderte der kleine Musikant, »mir ist großes Herzeleid geschehen! Mein Großvater ist gestorben, noch bevor er mir die versprochenen neuen Schuhe kaufen konnte.«

»Hm!«, machte der Meister und dachte einen Moment nach. Dann rief er dem Lehrbuben zu: »Hannes, geh hinüber in den Laden. Im Eckschrank links stehen ein Paar verpasste Stiefel. Hol sie her, sie werden Frieder gerade lang genug sein.«

Hannes verschwand und kam bald mit einem Paar guter, neuer Stiefel zurück.

»Ziehe sie einmal zur Probe an, Frieder«, sagte der Meister.

Frieder ließ sich nicht lange bitten. Obwohl die Stiefel hier und da etwas zu lang und zu weit schienen, war er doch mit dem Meister einig, dass sie ihm passten.

»Behalte sie zum Lohn für dein schönes Spiel und vertrage sie mit Gesundheit«, sagte der Meister.

Mit einem dankbaren »Vergelt's Gott!« schied der kleine Geiger, um, neu beschuht, sein Glück weiter zu versuchen.

Er ging die Straße hinauf und kam am allbekannten Schneider *Hurtig* vorbei.

Dieser hatte seine Werkstatt zur Straße hin, sodass Frieder die Gesellen mit Nadel und Faden hantieren sehen konnte.

Ohne zu zögern, stellte sich der Zauberkünstler ans offene Fenster und spielte ein fröhliches Tänzchen, denn er wusste, dass Schneider fröhliche Menschen sind.

Sie nickten dem Musikanten auch sogleich fröhlich zu, und die Nadeln flogen noch einmal so flink durch die Stoffe.

Bald begannen sich ihre Füße nach dem Takt zu bewegen und ehe sie sich versahen, warfen sie Nadel und Schere fort. Sie umschlangen einander und drehten sich lustig im Kreise herum.

Meister Hurtig, der sich nebenan in der Zuschneidestube befand, hörte das Geschrei der Tanzenden. Er riss die Tür auf und schrie zornig: »Was ist das hier für eine Wirtschaft? Heißt das arbeiten?«

Doch wie rasch schmolz sein Zorn vor Geigenfrieders einschmeichelnden Tönen dahin!

Er konnte nicht widerstehen. Sein Körper wurde wie von Zauberhand hin und her gewiegt. Es dauerte nicht lange, da ergriff er ebenfalls einen Gesellen und schwebte mit ihm lustig in der Werkstatt herum, bis er außer Atem war.

»Halt! Hör auf, Musikant!«, rief der Meister endlich laut.

Frieder hörte auf zu spielen und den flotten Schneidern kehrte die nötige Ruhe zurück, um Nadel und Schere zur Hand zu nehmen und an die Arbeit zu gehen.

Alle Gesellen blickten mit Sorge und Spannung auf den Meister. Doch die gefürchtete Strafpredigt blieb aus, denn der Lehrherr hatte an sich selbst die unwiderstehliche Macht dieser Töne erfahren. Lächelnd sagte er zu Frieder: »Du bist ja ein kleiner Blitzkerl und solltest einen besseren Rock anhaben, denn deine Ellbogen gucken ja neugierig in die Welt hinaus.«

»Ach«, antwortete Frieder, »wenn mein Großvater noch lebte, hätte ich bald einen neuen Rock bekommen; aber er ist

gestorben und kann mir keinen mehr anschaffen.«

»Ei«, rief der Schneidermeister, »da will ich einmal den Großvater spielen, und du sollst für die frohe Stunde, die du uns bereitet hast, einen neuen Rock bekommen.«

Sogleich befahl er dem Lehrling Adam: »Geh hinauf in die Vorratskammer. Dort hängt rechts auf dem letzten Nagel ein Rock, der keinen Käufer findet. Dem Frieder wird er gut sitzen. Hole ihn. Bei dieser Gelegenheit kommt mir doch das Ärgernis aus den Augen.«

Schnell wurde der Rock herbeigeholt und Frieder musste ihn anziehen. Im Großen und Ganzen passte er ihm ziemlich gut, nur die Ärmel waren etwas zu lang.

Da riet der Meister ihm: »Schlage die Ärmel nur vorne etwas um, denn die Arme wachsen immer sehr schnell und dann werden die Ärmel immer zu kurz!«

Das sah Frieder auch vollkommen ein.

»Herzlichen Dank!«, sagte er aus freudigem Herzen und ging in neuen Stiefeln und neuem Rock glücklich des Weges weiter. Sein äußerer Mensch war nun versorgt, doch leider meldete sich nun sein innerer: der Magen. Er fing gewaltig an zu knurren, besonders, als Frieder an einem Bäckerladen vorbeikam. Dort dufteten frische Brote und Semmeln verlockend. Die Bäckermeisterin saß im Laden am Guckfenster und wartete auf Kunden. Sie trank warme Milch und tauchte frisches Gebäck ein, das ihr sehr zu schmecken schien.

Da stellte sich Frieder in die Ladentür und begann zu spielen.

Vor Hunger und Sehnsucht nach den appetitlichen Back-

waren kam ihm ganz unwillkürlich eine tief wehmütige Melodie in die Finger.

Die Bäckerfrau seufzte schwer, hörte zu und ließ ihr Stippwerk unbeachtet in der Milch liegen, sodass es aufquoll wie ein Schwamm. Gerührt faltete sie die Hände. Sie merkte nicht, dass ihr die Tränen über die Wangen liefen und in die Milchschaale fielen. Endlich weinte sie laut und winkte dem Geigenspieler zu, dass er aufhöre, denn vor Schluchzen konnte sie kein Wort hervorbringen. Als sie sich etwas beruhigt hatte, fragte sie ihn, denn sie war fremd im Ort: »Wie heißt du denn, Bürschchen?«

»Frieder!«, antwortete er.

»Und warum ziehst du denn so allein in der Welt umher?«

»Ach, ich ging früher mit meinem guten Großvater, aber der ist mir gestorben.«

Da winkte die Bäckerin den kleinen Musikanten an ihren Tisch. Er musste sich zu ihr setzen und bekam auch Milch. Von all den duftenden Backwaren durfte er nach Herzenslust essen und mit der Frau Meisterin um die Wette stippen. Zum Abschied füllte die gute Frau ihm noch alle Taschen mit Semmeln und Brötchen.

»Habt Dank, Frau Meisterin!«, sagte Frieder erfreut.

»Glück auf den Weg!«, erwiderte sie freundlich und sah ihm mitleidig nach.

Getröstet und guter Dinge wanderte Frieder zum Tor hinaus. Er war durch die Wunderkraft seiner geliebten Geige gekleidet und gesättigt. Mit ihrer Hilfe hoffte er, noch öfter die Herzen guter Menschen zu rühren. Aber wenn er an die tiefen Wälder dachte, wurde ihm doch etwas bange.

Munter ging Frieder weiter und hatte schon eine weite Strecke zurückgelegt, als es Abend wurde.

Nun musste er sich für die Nacht ein Unterkommen verschaffen. Froh begrüßte er ein kleines Gasthaus, das ihm in einem Dörfchen entgegenleuchtete.

Unverzagt schritt Frieder darauf zu und trat in die Tür der Gaststube.

Der Wirt, die Wirtin sowie einige Knechte und Mägde saßen an einem Tisch und hatten gerade gemeinsam ihr Abendessen beendet.

»Sieh da!«, schmunzelte der dicke Wirt und blinzelte schelmisch nach Frieders Geigenkasten. »Da kommt wahrhaftig ein zu klein geratener Musiker!«

Mit diesen Worten stand er auf, zog sein schwarzes Käppchen ab, verbeugte sich höflich und sagte spöttisch: »Mit Verlaub, Euer Gnaden, was ist Euer Begehrt?«

Frieder ließ sich durch den Spott nicht zurückschrecken, sondern sagte bittend: »Oh, guter Herr Wirt! Ich will Euch gern etwas vorspielen. Dafür hoffe ich, dass Ihr mir ein Plätzchen auf Eurer Ofenbank gebt, um die Nacht darauf schlafen zu können.«

»Gut«, erwiderte der Wirt, »lass einmal hören, was du kannst; aber es muss etwas Lustiges sein! Traurigkeit kommt schon ungerufen.«

Frieder nickte, nahm seine Geige zur Hand und begann einen Hopser zu spielen, der seinesgleichen suchte.

Eine der Mägde, die gerade die Teller und Schüsseln hinaustragen wollte, wurde zuerst von Tanzlust ergriffen. Sie fing an, sich mitsamt dem Geschirr so munter zu drehen,

dass ihr ein Teller herunterflog und dem Wirt vor die Füße fiel. Zum Schelten darüber blieb dem Wirt jedoch keine Zeit, denn auch er konnte vor Tanzlust nicht mehr an sich halten.

Schnell nahm er daher seine Frau in den Arm und walzte mit ihr in der Stube herum, sodass er glühend rot im Gesicht wurde.

Doch der Wirt blieb mit seiner Frau nicht allein auf dem Tanzplatz. Alle im Zimmer – Knechte und Mägde, Alt und Jung – drehten und hüpften im Kreise herum, und ihre Gesichter strahlten vor Vergnügen.

Endlich war der Hausherr ganz außer Atem.

»Silentium!«, rief er Frieder zu, denn er war ein gebildeter Mann und zeigte das gerne.

Obwohl Frieder nicht so gelehrt war, dergleichen zu verstehen, konnte er sich doch denken, dass der kugelrunde Wirt genug hatte, denn er pustete wie ein Ofen.

Als bald ließ er seine Geige verstummen.

Der dicke Tänzer warf sich auf einen Stuhl, lachte, schnappte nach Luft, fächelte sich mit seinem Käppchen Kühlung zu, sah seine Frau an, der es nicht besser erging als ihm, und fing wieder von Neuem an zu lachen.

Plötzlich schlug er mit der flachen Hand auf den Tisch und rief Frieder zu: »Potz Blitz! Du bist ja ein wahres Prachtstück von Musikant! Das lass ich gelten, du kannst mir gefallen!«

Dann sagte er zur Magd: »Bärbel, die Scherben weg hier! Und hol Brot, Fleisch und Wein für den jungen Musikanten. Sorge auch dafür, dass er ein gutes Nachtlager erhält. Er soll dafür belohnt werden, dass er mich in meinen alten Tagen so tanzlustig gemacht hat.«

So hatte sich für Frieder alles zum Besten gewendet. Er konnte essen und trinken und hatte ein Dach über dem Kopf für die Nacht.

Am nächsten Morgen war er in aller Frühe schon unterwegs, frisch und fröhlich wie eine Lerche. Über Berg und Tal, durch Feld und Wald wanderte er gut gelaunt. Von Ort zu Ort geigte und fiedelte er sich mit Glück und Erfolg.

Eines Tages, als er einen dichten Wald hinter sich gelassen hatte, sah er ein schmuckes Dörfchen vor sich liegen. In der Nähe des Waldes lag ein Häuschen, etwas abgesondert von den anderen.

Da es das nächstgelegene war, schritt Frieder darauf zu, um seinen Durst zu löschen, denn er war weit gegangen und die Sonne brannte heiß.

Als er näherkam, drang ihm aus dem Haus Stimmengewirr entgegen. Er hörte, dass eine männliche Stimme etwas vorsprach, das von jugendlichen Stimmen wiederholt wurde.

Aha, dachte Frieder, das ist gewiss eine Schule, und schlich leise näher, um zu lauschen.

Die niedrig gelegenen Fenster waren der Wärme wegen geöffnet und der Lauscher konnte einen mäßig großen Raum überblicken, in dem Knaben und Mädchen auf langen Bänken vor langen Tischen saßen.

Die Kinder wiederholten im Chor, was der Lehrer ihnen vorsagte und erklärte.

Die armen Kinder, dachte Frieder. Hier in der dumpfen Schulstube müssen sie sitzen und lernen, während draußen die Sonne scheint und die Vögel singen.

Es war kein Wunder, dass der Lehrer die Unaufmerksamkeit der Kinder tadelte, denn die Wärme lag ihnen bleiern in den Gliedern.

Der Lehrer war eine lange, hagere Gestalt mit spitzer Nase und dünnen, zurückgekämmten Haaren. Er setzte das Haselnussstöckchen fleißig in Bewegung, um die Kinder wach zu halten, und das Schelten und Weinen hörte gar nicht auf.

Plötzlich richteten sich alle Köpfe nach dem Fenster.

Draußen stand der Frieder und spielte seine lustigste Melodie, um den Kindern eine Freude zu machen. Hätte er gewusst, wie es ihm dadurch ergehen würde – denn mit einem Schulmeister sollte man nicht spaßen –, hätte er es unterlassen.

Der Lehrer griff hastig in die Westentasche, holte ein paar Wattebäuschchen heraus und verstopfte sich damit die Ohren, sodass er unempfindlich gegen jede Musik wurde. Als er sah, dass die Kinder auf den Bänken hin und her rutschten und mit den Beinen den Takt schlugen, rief er zornig aus dem Fenster: »Was ist das da draußen? Willst du wohl gleich aufhören!«

Doch Frieder beachtete den Befehl nicht, denn er wollte, dass die Kinder lustig tanzten, statt zu lernen. Daher geigte er munter weiter.

Bald tummelte sich die ganze Schulgesellschaft in froher Jugendlust und drehte sich vergnügt im Kreise.

Da ging plötzlich die Haustür auf, und mit Riesenschritten stürzte der Schulmeister heraus. Er hatte sich zuvor eilig einen Schlüssel geholt. Mit einem raschen Griff seiner langen Arme packte er den ungebetenen Musiker bei den Haaren

und schleppte ihn die Kellertreppe hinab. Tief, tief hinab. Frieder glaubte, er käme nie wieder ans Tageslicht.

An einem dunklen, feuchten Ort angelangt, stieß der Schulmeister eine Tür auf und schob Frieder unsanft hinein. Noch ganz atemlos von dem schnellen Lauf schrie er zornig: »So, da kannst du den Ratten und Mäusen ausspielen! Du Hexenmeister, du!«

Baff! schlug er die Tür zu und schloss zweimal ab. Den Schlüssel nahm er mit.

Da saß nun der arme Frieder in dem dunklen Loch und be-reute, was er getan hatte. Allmählich stellte sich auch Hunger bei ihm ein und er gelobte reuevoll, sich seiner geliebten Geige in Zukunft nicht mehr unwürdig zu zeigen.

In seiner Not nahm er sie in den Arm und spielte so wehmütige, herzerreißende Melodien darauf, dass er selbst in Seufzer und Tränen ausbrechen musste.

Plötzlich hörte er ein dumpfes Klopfen aus dem Keller-raum und begann, sich zu fürchten.

Er horchte eine Weile. Da war es still. Sobald er wieder an-fing zu spielen, wurde erneut geklopft.

Nun legte er sich auf den Fußboden, denn der Ton schien von unten zu kommen. Er brachte sein Ohr nahe heran und konnte deutlich erkennen, dass unter ihm geklopft wurde.

Es musste sich also unter seinem Keller noch ein tiefer ge-legener Raum befinden.

Seine Furcht steigerte sich, denn er dachte an Zwerge, Kobolde und dergleichen. Um das Klopfen zu übertönen, spielte er noch eifriger.

Plötzlich brach er mit dem Spiel ab, denn die Kellertür

wurde leise aufgeschlossen und das Licht einer Laterne erhellt seinen düsteren Raum.

Ein kleines Mädchen trat ein, winkte ihm zu, er solle ruhig sein, und machte »St! St!«

Dann setzte sie die Laterne auf die Erde. Frieder war freudig aufgesprungen, denn er glaubte, dass er wieder freigelassen würde. Aber das Mädchen winkte wieder mit der Hand und sagte: »Sei ganz still! Ich bringe dir etwas zu essen und deinen Geigenkasten, der draußen stehen geblieben ist. Aber der Vater darf es nicht wissen. Ich bin die Schulmeister-Leni. Wie heißt du denn?«

»Ich bin der Geigenfrieder«, antwortete er.

Nun holte Leni rasch eine Schüssel Suppe und den Geigenkasten. Während Frieder aß, sagte sie: »Hör zu, Geigenfrieder. Ich will versuchen, dir zu helfen, denn es tut mir leid, dass du gefangen sitzt.«

»Ja, willst du mich denn jetzt nicht hinauslassen?«, fragte Frieder. »Ei behüte«, rief Leni, »das darf ich jetzt noch nicht! Ich habe noch einen Schlüssel zu diesem Keller gefunden, sonst hätte ich nicht zu dir kommen können!«

»Warum denn nicht?«, fragte ihr Zuhörer.

»Der Vater hat seinen Schlüssel in der Tasche. Er sitzt im Garten und hält sein Mittagsschläfchen. Da bin ich schnell zu dir geschlüpft.«

»Na, Leni! Wie lange soll ich denn hier noch eingesperrt bleiben?«, meinte Frieder trotzig.

»Ach«, seufzte Leni, »der Vater ist sehr erzürnt auf dich. Er sagt, du seist ein Hexen-Musikant. Du müsstest unschädlich gemacht werden. Morgen will er in die nächste Stadt gehen

und dem Türmer sagen, dass er dich in seinen festen Turm sperrt. Aber sei ganz ruhig, Frieder. Wenn der Vater fort ist, befreie ich dich, mag es kommen, wie es will!«

»Oh«, jammerte Frieder, »hier in diesem dunklen Loch, wo es so unheimlich ist, soll ich die ganze Nacht sitzen? Und wenn das Klopfen wieder anfängt, fürchte ich mich halbtot.«

»Was für ein Klopfen denn?«, fragte Leni erstaunt.

»Ei«, erzählte Frieder, »um meinen Kummer zu vergessen und in meiner Traurigkeit, spielte ich auf der Geige die wehmütigsten Melodien. Plötzlich begann es unter mir unheimlich zu klopfen.«

»Zu klopfen?«, fragte Leni ungläubig.

»Ja, ganz bestimmt!«

»Das möchte ich auch hören! Spiele doch mal!«, sagte sie.

Frieder begann sogleich eine traurige Weise zu spielen. Und obwohl Leni in bittere Tränen ausbrach, hörte auch sie das Klopfen.

»Hier!«, sagte sie und winkte Frieder zu, dass er aufhöre. »Gerade hier, wo ich jetzt meinen Fuß hinhalte, kann ich das Klopfen deutlich fühlen.«

»Siehst du!«, bestätigte Frieder.

»Am Ende ist es also wahr, was die Leute sagen«, erklärte ihm Leni. »Da unten ist die Höhle der Zauberin Ruste Poduste?«

»Eine Zauberin?«, schrie Frieder voller Entsetzen.

»Ja, und man sagt, sie halte eine kleine Prinzessin gefangen!«

»Sollte sie am Ende geklopft haben?«, meinte Frieder nachdenklich.

»Das ist möglich!«, gab Leni zu.

»Es werden doch nicht die Wichtelmännchen oder die Hexe selbst gewesen sein?«

»Ei, behüte«, tröstete Leni, »was sollte sie für einen Grund zum Klopfen haben? Es ist gewiss die Prinzessin.«

»Ja, was können wir für sie tun, Leni?«

»Nachgraben«, antwortete sie. »Ich fürchte mich nicht und hole einen Spaten.«

Husch war sie zur Tür hinaus und kehrte rasch mit Spaten und Hacke zurück.

»Der Vater schläft noch«, sagte sie, »aber wir müssen sehr vorsichtig sein, denn wenn er mich hier fände, müsste ich auch in Gefangenschaft, denn der Vater ist ein großer Freund vom Einsperren!«

Mit Hacke und Spaten wühlten und gruben Leni und Frieder nun eifrig darauf los. Plötzlich wurde ein dicker Stock durch den Fußboden geschoben. Beide erschrakten fürchterlich, warfen ihr Handwerkszeug fort und liefen einige Schritte zurück.

Frieder fasste als Erster wieder Mut. Er kam vorsichtig näher und beleuchtete den Stock mit der Laterne, der noch ebenso unbeweglich an derselben Stelle steckte.

Als Leni sah, dass keine Gefahr drohte, näherte auch sie sich langsam.

»Ziehe doch den Stock in die Höhe, Frieder«, sagte sie. »Es entsteht ja nur ein kleines Loch, da kann doch nichts Ungeheuerliches durch!«

»Das glaube ich auch«, stimmte er zu.

»Ich halte den Spaten mit Erde bereit, und wenn etwas

durch will, schütte ich schnell einen Haufen Erde darauf.«
Gesagt, getan!

Behutsam fing Frieder an zu ziehen und zog und zog, bis der Stock so lang war wie zwei Arme.

Endlich schien er vollkommen heraus zu sein. Es zeigte sich nichts Verdächtiges, nur der Sand sickerte eine Weile nach, wie durch einen Trichter. Als der Sand zur Ruhe gekommen war, schob sich plötzlich ein kleiner, zarter Finger durch die Öffnung, winkte, verschwand wieder und eine sanfte Stimme rief: »Wer du auch sein magst! Hörst du mich?«

Leni war vor Schreck ganz bleich geworden und Frieder wollte das Loch schnell zuschütten. Doch bald siegte bei Leni das Mitleid und sie riet: »Lass uns doch erst erfahren, wer da ist und ob wir helfen können.«

Da rief die Stimme von unten schon: »Hör auf zu graben, sonst fällt die Decke ein! Ich bin in einer Höhle. Antworte mir, wenn du mich verstehen kannst! Wer hat vorher gespielt?«

»Ich«, antwortete Frieder.

»Wer ist ich?«

»Der Geigenfrieder!«

»Aber es ist doch jemand bei dir?«

»Das ist die Schulmeister-Leni. Sie will mich befreien, denn ich bin ein Gefangener.«

»Dann wird sie mich nicht verraten, denn auch ich bin eine arme Gefangene.«

»Wer bist du? Und wie nennst du dich?«, fragte Frieder. Er kniete auf der Erde nieder, beugte sich dicht über das Loch

und lauschte.

Leni machte es ebenso und beide lauschten gespannt auf die Antwort.

Die unterirdische Stimme begann: »Ich bin Prinzessin Amourita, die einzige Tochter des Königs von Demant. Eine Zauberin namens Ruste Poduste hat mich geraubt!«

Leni gab Frieder einen kleinen Stoß und flüsterte: »Hast du es gehört?«

Die Stimme von unten begann von Neuem: »Meine Eltern lebten sehr glücklich, und das verdross die böse Zauberin Ruste Poduste, denn sie kann glückliche Menschen nicht leiden. Damit meine Eltern Gram und Sorge hätten, raubte sie mich eines Tages und schleppte mich in diese Höhle.«

»Abscheulich«, murmelte Leni.

»Meine arme Mutter war über meinen Verlust untröstlich und mein Vater machte sich sogleich auf, um mich zu suchen. Mit einer Schar Krieger durchzog er weite Gegenden und fand schließlich diese Höhle, die tief im Wald liegt.«

»Diese Höhle, in der du jetzt stehst und zu uns sprichst?«, forschte Frieder.

»Ja, diese ist es! Als die Zauberin die Krieger kommen sah, lachte sie schadenfroh und verwandelte mich schnell in eine Maus. Als mein Vater in die Höhle kam, stieß er mich verächtlich mit dem Fuß fort. Aber ich hörte ihn die Zauberin fragen: ›Frau Ruste Poduste, wo ist meine Tochter? Man hat mir gesagt, dass ihr sie gefangen haltet. Gebt sie mir zurück, ich verspreche Euch ein reiches Lösegeld.‹ Die Zauberin erwiderte: ›Euer Lösegeld, Herr König, lockt mich nicht. Bringt mir ein Fass Tränen, das zehn Eimer enthält. Dann

sollt ihr eure Tochter zurückerhalten. Versucht keine Gewalttat, dadurch würdet ihr eure Tochter für immer verlieren!«

Alles Bitten und Flehen meines Vaters war vergebens. Die Zauberin blieb bei ihrer Forderung.«

»Das abscheuliche Weib!« rief Leni zornentbrannt.

Die Prinzessin erzählte weiter: »Nun weint meine gute Mutter mitsamt ihren Hofdamen viele bittere Tränen, aber es will ihr nicht gelingen, damit ein ganzes Fass anzufüllen.«

»Und was wurde mit der Maus?«, fragte Frieder.

»Als mein Vater mit dem Bescheid der Zauberin traurig von dannen zog, erhielt ich wieder meine natürliche Gestalt. Als ich heute so tief in die Höhle gedrungen war wie noch nie, hörte ich plötzlich wunderschönes Geigenspiel, das mich zu bitterem Weinen zwang.«

»Ich war es!«, rief Frieder stolz.

»Mich erfasste der Wunsch, der unbekannten Person, die Geige spielte, eine Nachricht für meine Mutter zu überbringen, um ihr das Weinen zu erleichtern.«

»Kein übler Gedanke!«, sagte Frieder beistimmend.

»Oh, Geigenfrieder!«, flehte die Prinzessin. »Ich bitte dich, erbarme dich meiner und gehe zu meinen Eltern! Vielleicht werde ich dann aus der Gewalt der Zauberin befreit.«

Frieder, der mit gesenktem Kopf aufmerksam gelauscht hatte, seufzte: »Gerne würde ich dir helfen, aber ich bin selbst eingesperrt.«

»Keine Sorge!«, rief Leni, die Mitleid mit der Prinzessin hatte. »Ich werde den Frieder ganz gewiss befreien! Hier hast du meine Hand darauf, Amourita, dass es geschieht.

Schiebe dein Fingerchen noch einmal heraus.«

Der kleine Finger erschien, und Leni drückte ihn kräftig.

Frieder fragte jedoch sorgenvoll: »Aber wie finde ich denn den Weg zu deinen Eltern?«

»Nichts leichter als das!«, belehrte ihn die Prinzessin. »Du musst stets in Richtung Sonnenaufgang gehen. Später fragst du einfach: ,Wo liegt das Reich des Königs von Demant?«, dann erfährst du, ob du auf dem richtigen Weg bist.«

»Das will ich tun! Verlass dich darauf.«

Die Prinzessin bat noch: »Wenn du zu meinen Eltern kommst, gib ihnen diesen Ring.«

Bei diesen Worten steckte die Prinzessin ihren Finger wieder durch, an dem ein schmaler Goldreif saß.

»Sage dann: Diesen Ring sendet Eure Tochter Amourita durch ihren freundlichen Helfer.«

»Es soll geschehen, wie du wünschst! Ich will nicht eher ruhen, als bis ich deine Botschaft ausgerichtet habe!«

Mit diesen Worten steckte Frieder den Ring der Prinzessin sorgfältig ein.

»Lebe wohl«, sagte Amourita, »hüte dich vor der Zauberin und lege ein Steinchen auf das Loch im Erdboden, damit der Sand nicht verräterisch durchsickert.«

In der Kellerecke fand sich ein Stein. Dann warfen sie die lose Erde darauf und klopfen sie mit dem Spaten fest. Bald war jede Spur beseitigt. Als die Arbeit beendet war, erklärte Leni: »Jetzt muss ich fort, sonst merkt der Vater, dass ich so lange fortbleibe!«

»Und ich soll hier nun allein sitzen«, jammerte Frieder.

»Es lässt sich nicht ändern!«, tröstete Leni. »Ich lasse dir

das Lämpchen hier. Verlass dich auf mein Wort.«

Husch eilte sie fort, drückte die Tür ins Schloss und Frieder blieb nichts anderes übrig, als seinen Kummer zu verschlafen.

Sobald der Tag anbrach, rüstete sich der Schulmeister zur Reise.

»Lebe wohl, Leni«, sagte er zu seiner Tochter. »Hüte das Haus gut! Ich muss dafür sorgen, dass der Hexenmusikant hinter Schloss und Riegel kommt, denn wer weiß, was er noch anstellt! Ich hole mir Hilfe und komme so rasch wie möglich wieder!«

Mit diesen Worten war der Schulmeister hastig zur Tür hinaus. Kaum war er aus Lenis Sicht verschwunden, nahm sie das große Schlüsselbund zur Hand, um damit Frieders Gefängnis zu öffnen.

Aber siehe da! Der Schulmeister hatte den Schlüssel zur Kellertür wohlweislich eingesteckt.

Leni lief in die Küche, um den Schlüssel zu holen, den sie am Tag zuvor benutzt hatte.

Doch ach, wie groß war ihr Schreck, als sie feststellte, dass auch diesen der Vater beseitigt hatte. Nun war guter Rat teuer!

Angstvoll lief Leni in den Keller hinab, klopfte an die Tür und rief: »Frieder!«

»Was soll's?«, fragte er von innen.

»Der Vater ist fort!«, antwortete sie, »aber ich habe keinen Schlüssel, um die Tür aufzuschließen. Der Vater hat sie beide mitgenommen.«

»Ach, du lieber Himmel!«, jammerte Frieder.

»Brennt dein Lämpchen noch?«, fragte Leni weiter.

»Jawohl!«

»Dann nimm es und leuchte dicht ans Türschloss! Ich habe gestern nur einmal falsch abgeschlossen.«

»So, ich leuchte.«

»Nun zwänge deinen Finger hinein und versuche, den Schieber zurückzudrücken.«

Frieder befolgte ihren Rat.

Beide bemühten sich, das Schloss zu öffnen. Frieder schob von innen, und Leni half von außen mit einem anderen Schlüssel nach, so gut es ging.

Plötzlich gab der Riegel nach.

Leni riss die Tür auf und rief: »Hurtig hinaus, Frieder! Es ist kein Augenblick zu verlieren, denn du musst weit fort sein, wenn der Vater mit den Gefängnisleuten zurückkehrt!«

»Oh, du gute Leni!«, sagte Frieder dankbar, nahm seine Geige und stürmte hinaus.

Nun warf Leni die Kellertür mit aller Macht ins Schloss, sodass niemand glauben konnte, dass sie geöffnet worden war. Dann führte sie ihren Schützling hinauf ins Zimmer.

Hier musste er ordentlich essen. Anschließend wickelte Leni ihm Brot und Fleisch in ein Tuch und drängte ihn zur Wanderung.

Dankbar reichte Frieder seiner Befreierin die Hand und sagte: »Leb wohl, Leni! Ich hoffe, wir sehen uns wieder!«

»Glück auf den Weg«, erwiderte Leni. »Und vergiss unser Prinzesschen nicht«, bat sie. »Gib ihr so bald wie möglich die Freiheit, denn du kannst ja dazu behilflich sein!«

»Wenn mich Wölfe oder Bären nicht fressen, sollst du erle-

ben, dass ich mein Wort halte«, versicherte Frieder.

Es war noch sehr früh, die Sonne ging gerade auf, und Frieder war sich sofort sicher, in welche Richtung er gehen musste.

Frohgemut schwenkte der Davoneilende für seine Befreierin nochmals grüßend den Hut und wanderte mit dem glücklichen Gefühl der wiedererlangten Freiheit und der Vorfreude auf neue Erlebnisse weiter.

Zur Mittagszeit erschien der Schulmeister mit einigen Kriegsknechte. Sie wollten den Frieder, den Hexenmusikanten, in den finsternen Stadtturm sperren.

Sie begaben sich behutsam in den Keller und stellten sich leise zu beiden Seiten der Tür auf.

Vorsichtig schloss der Schulmeister die Tür auf.

»Heraus mit dir! Du Teufelsmusikant!«, schrie er mit lauter Stimme, trat aber doch ängstlich einen Schritt zurück.

Es erfolgte jedoch keine Antwort und auch kam nach dieser unhöflichen Anrede niemand zum Vorschein.

»Leni!«, rief der Anführer nach oben, »bring einmal die große Laterne!«

Die Gerufene brachte schnell die hell leuchtende Laterne und mit ihrer Hilfe wurde vorsichtig in die Tür hineingeleuchtet.

Alles blieb still, und kein Musikant war zu sehen.

Dann wagten sich die Kriegsknechte hinein und leuchteten nach allen Seiten hin und her, jedoch vergebens. Der Geigenfrieder war und blieb verschwunden. Endlich entdeckten sie auf dem Erdboden frisch aufgewühlte Erde.

»Habe ich es nicht gesagt!«, rief der Schulmeister. »Es ist

ein Hexenmusikant! Da ist er durchgefahren, und wir können lange suchen, bis wir ihn finden!«

»Ach du meine Güte!«, rief einer der Kriegsknechte schreckensbleich. »Hier in dieser Gegend soll die Zauberin Ruste Poduste ihr Unwesen treiben!«

»Am Ende ist sie selbst der Musikant gewesen!«, erklärte ein anderer. »Denn sie soll allerlei Gestalten annehmen können!«

Nach diesen Worten beeilten sich alle, den Keller so rasch wie möglich zu verlassen. Die Tür wurde vorläufig fest zugenagelt.

Die Kriegsknechte kehrten in die Stadt zurück und berichteten von dem fabelhaften Verschwinden des Musikers. Leni war froh, dass sie über seinen Verbleib nicht befragt wurde.

Indessen wanderte Frieder wohlgemut von Ort zu Ort. Mal kam er durch dichte Wälder, mal durch blühende Felder. Mildtätige Leute und seine Geige sorgten für seinen Unterhalt und er glaubte zuversichtlich, sein Ziel bald erreicht zu haben. Eines Tages betrat er wieder einen dichten Wald. Die Heerstraße führte mitten hindurch und war dunkel und menschenleer, sodass sich Frieder etwas fürchtete.

Mit doppelter Freude sah er einen Reitertrupp herannahen, der einen schwer beladenen Wagen begleitete. Es waren bewaffnete Leute, die Helm und Panzer trugen, wie es in alten Zeiten Sitte war.

Einer der Krieger schien der Befehlshaber zu sein. Er ritt einige Schritte voraus und rief, als er den kleinen Musikanten sah: »Holla, mein junger Freund! Wohin so allein durch den Wald? Willst wohl ein Braten für den lüsternen Wolf

sein?«

»Wenn wir denselben Weg hätten, Herr Ritter«, antwortete Frieder, »so würde ich bitten, unter Eurem Schutz reisen zu dürfen.«

»Gewiss, das kann geschehen!«

»Zuvor sagt mir gütigst«, bat Frieder höflich, »ob hier in der Nähe das Schloss des Königs von Demant liegt?«

»Ei, das trifft sich günstig«, erwiderte der Ritter. »Soeben bin ich im Begriff, in die Burg des Königs zu eilen, um seiner Gemahlin ein Fuder Zwiebeln zu bringen. Komm also gestrost mit uns!«

»Ich danke Euch sehr, Herr Ritter!«, rief Frieder erfreut.

»Aber sage mir«, begann der Ritter wieder, »was hast du denn für ein Anliegen an den König? Er ist schwer zugänglich, denn am Hof und im ganzen Königreich herrscht große Trauer.«

»Ich weiß«, unterbrach ihn Frieder, »die Zauberin Ruste Poduste hat die Prinzessin Amourita entführt und will sie nur gegen ein Fass voll Tränen herausgeben.«

»Ja, so ist es«, fuhr der Ritter fort, »und nun weint unsere Königin Tag und Nacht. Da ihr die Tränen allmählich ausgehen, werden auf ihren Befehl alle Zwiebeln im ganzen Reich zusammengeholt, um Tränen hervorzurufen. Hier bringe ich soeben wieder einen großen Wagen voll.«

»Ei«, sagte Frieder, »da habe ich doch ein besseres Mittel, Eurer Königin zu helfen!«

»So lass einmal hören!«, mahnte der Ritter.

Daraufhin erzählte Frieder ihm von seiner Geige, von Leni, der Prinzessin Amourita, und all seinen Erlebnissen.

»Potz Tausend«, rief der Ritter erfreut. »Schnell auf mein Pferd mit dir, du Helfer in der Not! Fort mit uns, so schnell wir können!«

Dann wandte er sich an sein Gefolge. »Ihr Leute«, befahl er den Reisigen, »zieht langsam des Weges weiter, während ich voranjage!«

Darauf nahm er Frieder vor sich auf das Pferd und sie galoppierten los, sodass dem Frieder Hören und Sehen verging.

Trotzdem mussten sie noch mehrere Tage reiten, bis sie schließlich ein schönes Schloss auf einem Berg sahen, das zwar noch kaum erkennbar war.

»Endlich sind wir am Ziel!«, sagte der Ritter. »Dort oben wohnt der König von Demant.«

In stummer Bewunderung blickte Frieder auf das glänzend erleuchtete Gebäude. Es war außen wie innen von Glanz umgeben, denn der Mond ging gerade auf und bedeckte es mit seinem magischen Schein.

Als sie in Hörweite kamen, zog der Ritter ein silbernes Pfeifchen hervor und pfiff dreimal so laut er konnte darauf.

»Ho, ho, der Ritter Kunz«, rief der Torwächter herab und ließ die Zugbrücke so eilig nieder, dass die Ketten vor Freude zu rasseln schienen.

Die Ankommenden gelangten über die Zugbrücke in den Schosshof. Ein Hellebardier eilte herbei und hielt des Ritters Pferd, während Fackelträger den Weg ausleuchteten. Alle betrachteten mit erstaunten Blicken den Doppelreiter, der angekommen war.

Der arme Frieder musste mitsamt seinem Geigenkasten

vom Pferd gehoben werden, denn seine Glieder waren von dem langen, ungewohnten Ritt so müde und steif, dass er sich kaum rühren konnte. Aber der Ritter ließ ihm keine Ruhe, er wollte ihn unbedingt sofort zum König führen.

Sie traten also ins Schloss, von dessen Glanz und innerer Pracht Frieder wie geblendet war. Doch darin herrschte eine peinliche Stille, eine unheimliche Ruhe, die fast beängstigend wirkte. Ja, es schien, als fürchte man sich, laut zu sprechen. So sehr waren der König und die Königin um ihre geraubte Tochter traurig.

Ritter Kunz führte seinen Schützling durch eine lange Reihe prachtvoller Gemächer. Lautlos wanderten sie auf dicken Teppichen dahin, bis sie an das Zimmer des Königs kamen.

Ein Diener öffnete die Tür.

Sie traten ein. Da saß der König mit Krone auf dem Haupt und Hermelinmantel an einem goldenen Tisch. Er stützte sorgenvoll das Haupt und grübelte darüber nach, auf welche Weise sich das Tränenfass am schnellsten füllen ließe.

Als die Tür sich öffnete, fragte der König ohne aufzublicken in trübseligem Ton: »Seid Ihr mit den Zwiebeln da, Kunz?«

»Nein, traurige Majestät«, erwiderte der Ritter respektvoll. »Unterwegs ist mir ein besseres Mittel begegnet, und deshalb bin ich vorausgeeilt, um es Euch zu überbringen.

Dieser junge Musikant wird selbst erzählen, wer ihn gesandt hat.«

Bei diesen Worten schaute der König erstaunt und verwundert auf den Ankömmling.

Frieder bemühte sich, seine drei Kratzfüße so gut wie der

Ritter zu machen.

»Erzähle!«, sagte der König zu ihm. »Wer bist du?«

»Ich bin der Geigenfrieder«, antwortete der Gefragte, »und hier schickt die Prinzessin Amourita durch mich diesen Ring.« Bei diesen Worten bot Frieder den Ring dar. »Sie bittet, durch mein Spiel der Königin bei der Tränenarbeit helfen zu dürfen.«

Da sprang der König trotz Krone und Hermelin von seinem Sitz, griff hastig nach dem Ring, küsste ihn wiederholt und rief aufgeregt: »Wo, Frieder, wo und wie hast du meine Tochter, mein geliebtes Kind, gesehen?«

Frieder berichtete dem König getreulich, was er mit der Prinzessin erlebt hatte, dass er ihr versprochen hatte, ihr zu helfen, und wie der Ritter ihn gefunden hatte.

»Komm sogleich zur Königin, Frieder!«, befahl der König, »damit wir ihr ebenfalls die Freudenbotschaft mitteilen!«

»Doch halt«, unterbrach er sich hastig, »bevor ich neue Hoffnung bei der Königin erwecke, will ich deine Kunst erst prüfen. Spiele mir etwas vor!«

Schnell war die Geige hervorgeholt, und Frieder begann zu spielen. Bei den weichen Tönen, die das Herz so wehmütig stimmten, füllten sich die Augen der Zuhörer sogleich mit Tränen.

Der König spürte, wie sie ihm die Wangen hinabrollen wollten. Seit dem Verlust der Prinzessin hatte er sich daran gewöhnt, alle Tränen zu sammeln, um seiner Gemahlin zu helfen. Wie verzweifelt suchte er nun nach einem Gefäß, in das er sie fließen lassen konnte. Da fand er in seiner Hast nichts anderes als den Lederhandschuh, der vor ihm auf

dem Tisch lag. In diesen weinte er so sehr, dass die Finger des Handschuhs alle dick abstanden. Und obwohl die Nähte recht fest waren, fingen sie doch allmählich an zu tropfen.

Daher winkte der König Frieder zu, er solle aufhören. Dann stand er auf und ging eilig in die Zimmer der Königin.

Die beiden Ankömmlinge mussten ihm folgen.

Hier drang ihnen ein fürchterlicher Zwiebelgeruch entgegen, sodass sie in heftiges Niesen ausbrechen mussten.

Die Zwiebel galt in damaliger Zeit als das beste Mittel, um Tränen zu erzwingen. Deshalb wurden in diesen Räumen beständig Zwiebeln zerstoßen und gerieben, denn selbst bei der größten Traurigkeit versiegt mit der Zeit die Tränenquelle.

Den Eintretenden bot sich ein seltsamer Anblick. In der Mitte des prächtig geschmückten Zimmers saß die Königin mit einer Gruppe Hofdamen um eine große goldene Schüssel herum. Auf dem Schoß hatten sie ein silbernes Näpfchen und eine Reibe, auf der sie allerhand Zwiebeln reiben mussten.

Sobald den Hofdamen infolge des ätzenden Saftes eine Träne aus den Augen quoll, beugten sie sich über die goldene Schüssel, um sie hineinfallen zu lassen.

Auf diese mühevollen Art versuchten sie, das böse Verlangen der Zauberin Ruste Poduste zu befriedigen.

Die Königin war noch eine schöne Frau, aber das ständige Weinen hatte bereits hässliche Spuren hinterlassen, denn ihre schönen Augen waren ganz gerötet.

Auch die Hofdamen sahen trübselig und missmutig aus und schauten gelangweilt drein.

»Fort mit dem Zeug!«, rief der König mit freudigem Ton, als er eintrat. »Hier bringe ich bessere Hilfe. Reißt die Fenster auf und werft die Zwiebeln hinaus!«

Überrascht schauten die Damen von ihrer Tränenarbeit auf, und die Königin fragte vorwurfsvoll: »Was stimmt dich denn so heiter, mein Gemahl?«

»Ja, sieh«, erwiderte der König freudig, »dieser junge Musiker hat meinen Frohsinn erweckt! Erzähle selbst, Frieder!«

Noch einmal wiederholte Frieder seine Erlebnisse und richtete die Botschaft der Prinzessin aus.

Als die Königin den Ring ihrer Tochter sah, fiel sie ihrem Gemahl schluchzend um den Hals. Sie war außer sich vor Freude und wollte auch sogleich von Frieders Kunst profitieren.

»Nein«, sagte der König, »ich gebiete Einhalt! Ihr habt lange genug hier bei den Zwiebeln gesessen, und Frieder ist auch müde. Morgen wollen wir mit neuem Mut und neuer Hoffnung an die Arbeit gehen.«

Und so geschah es.

Frieder wurde bedient und gepflegt, als wäre er der König selbst.

Am nächsten Morgen wurde der Geigenkünstler mit seiner Geige in die Gemächer der Königin gerufen.

Bei seinem Eintritt fand er den gesamten Hofstaat versammelt. An den Wänden saßen viele Ritter, Edelfräulein und Hofdamen, die alle eine kleine silberne Schale in der Hand hielten, um etwaige Tränen darin auffangen zu können.

So hatte es der König gewollt.

Die Versammelten waren bereits über Frieders Ankunft

und seine Kunst unterrichtet worden. Man hatte ihnen auch mitgeteilt, dass er ein Abgesandter der Prinzessin Amourita sei.

Nun legte Frieder seine Geige zurecht, verneigte sich höflich und begann, seine allertraurigsten Melodien zu spielen.

Die Wirkung blieb nicht aus. Es wurde geschluckt, geschnauft und geweint, dass es einen Steinerbarmt hätte, und die silbernen Schalen wurden eifrig in Bewegung gesetzt. Sobald eine Schale voll war, trug ein Diener sie zur Königin, denn zu Füßen der Herrscherin stand ein Fass mit einem Trichter. Darin wurden die Tränen gegossen.

Es war gut, dass die Zauberin nicht nur die Tränen der Königin verlangt hatte, denn sonst hätte man ihr nicht so gut helfen können. Nun wurden die kleinen Schalen ununterbrochen gefüllt und geleert, sodass sich im Fass bald eine Tränenflut von mehreren Eimern ansammelte.

Aber der König bemerkte, dass einige Damen schon ganz schwach wurden. Deshalb gab er Frieder ein Zeichen, dass er aufhören möge.

Sogleich beruhigten sich die Gemüter, und alle freuten sich über den Tränenvorrat. Selbst die Königin konnte seit langer Zeit zum ersten Mal wieder lächeln und hoffnungsvoll in die Zukunft blicken.

Am nächsten Tag wurde auf dieselbe Weise weitergeweint und -gesammelt. Bei solchem Eifer konnte es nicht ausbleiben, dass sich die Bedingung der Zauberin allmählich erfüllte.

In kurzer Zeit stand das volle Tränenfass zur Ablieferung bereit.

Sofort wurde ein Reisezug ausgerüstet, der das Fass der Zauberin Ruste Poduste bringen sollte, um dafür die Prinzessin Amourita in Empfang zu nehmen.

Der König von Demant übernahm selbst die Führung des Zuges, in dem sich auch ein bequemer Reisewagen für die Prinzessin befand.

Auf einem zweiten Wagen lag das Tränenfass mit seinem kostbaren Inhalt.

Eine große Anzahl Ritter, Kriegsknechte und Trabanten begleitete den Zug. Auch Frieder mitsamt seiner Geige musste mit, um dem Zug als Führer zu dienen.

So beschützt setzte sich die Reisekarawane eines Tages in Bewegung, und die Königin sandte ihr heiße Segenswünsche mit auf den Weg.

Leider erreichte das Tränenfass seinen Bestimmungsort nicht. Aufgrund der glühenden Sonne und der langen, sandigen Strecke platzten ihm mit lautem Krach die Reifen und sein wertvoller Inhalt tröpfelte in den Sand. Plötzlich fiel es, zum großen Jammer des Königs und seines Gefolges, total auseinander.

Doch es half kein unnötiges Jammern!

Mit traurigen Mienen mussten die Reisenden ins Schloss zurückkehren. Dort berichteten sie der Königin voller Betrübnis über den misslungenen Ausgang ihres Unternehmens.

Bei der Ankunft ihres Gemahls war die Königin vor Schreck wie vernichtet. Aber was half es? Wenn die Prinzessin aus der Gewalt der Zauberin befreit werden sollte, musste die unliebsame, anstrengende Tränenarbeit mit neuem Ei-

fer begonnen werden.

Zuvor fertigte der Küfer des Schlosses jedoch ein Fass aus dem festesten Eichenholz an. Dann wurden starke, eiserne Reifen geschmiedet und um das Fass herumgelegt.

Mit unermüdlichem Fleiß und Eifer wurde es in unglaublich kurzer Zeit mit Tränen gefüllt.

Dann rüstete der König abermals einen Reisezug aus und gelangte nach mancherlei Irrfahrten schließlich zur Höhle der Zauberin.

Frau Ruste Poduste saß gerade vor ihrer Höhle an einem Feuer und war dabei, sich Froschschenkel zu braten, die offenbar zu ihren Lieblingsgerichten gehörten.

Die Zauberin war von riesiger Gestalt. Sie hatte kohlschwarze Augen und eine krumme Hakennase, die noch krummer war als der Schnabel ihrer Eule, die ihr auf der Schulter saß.

Auf dem Kopf trug sie eine Mütze mit breitem, faltigem Rand, aus dem ihr hässliches Gesicht zornig hervorschwoh. Ihr Gewand, das ihr lose um die Glieder hing, war so bunt wie ein Regenbogen.

Trotz der Annäherung des Zuges ließ sie sich in ihrer Beschäftigung nicht stören, sondern knabberte wohlgefällig an den Froschschenkeln, bis der König von Demant mit seinen Rittern vor ihr Halt machte.

Die Zauberin wusste schon im Voraus von der Ankunft der Karawane und auch von dem Unfall mit dem Fass, denn selten blieb ihr etwas verborgen, da sie den Wald in allerlei Gestalten durchstreifen konnte.

Mit entsetzten Blicken musterte Frieder die gräuliche Er-

scheinung der Zauberin. Er hielt sich etwas zurück, um ihr so fern wie möglich zu bleiben, doch ein heftiger Zorn entbrannte in ihm gegen das unheilvolle Weib, das mit seiner Macht so viel Kummer herbeiführte.

Der König von Demant ließ das Fass, von dessen glücklicher Ablieferung die Befreiung seiner Tochter abhing, vorsichtig vom Wagen heben und von einigen Trabanten bis zur Höhle tragen. Die Zauberin saß noch dort und erwartete ihn grinsend.

Der König verneigte sich tief vor ihr und sagte: »Großmächtige Zauberin! Hier überliefere ich Euch das Fass mit den von Euch verlangten Tränen und bitte Euch, mir dafür meine Tochter auszuliefern.«

»Ha, hä, hä!«, lachte die Alte spöttisch. »Ist ja schnell gegangen mit dem Sammeln! Sehr schnell! Möchtet Ihr wohl bald wieder glücklich sein? Hä? Ich will aber erst mal nachsehen, ob alles seine Richtigkeit hat!«

Daraufhin erhob sich Ruste Poduste, humpelte zu dem Fass, machte sein Spundloch auf, tauchte den Zeigefinger hinein und leckte daran.

»Ja«, sagte sie bedächtig, »echte salzige Tränen. Wie ist es mit dem Maß, Herr König?«, fragte sie lauernd.

»Wohlgezählt hält das Fass 10 Eimer«, gab der König zur Antwort. »Ihr könnt es nachmessen.«

»Nun, ich will es auf Euer Königswort hin glauben«, erwiderte sie.

»Schafft mir jetzt das Fass in die Höhle und folgt mir mit Eurer ganzen Begleitung.«

Der König sah, wie es in den Augen der Zauberin dämo-

nisch funkelte und blitzte. Er fürchtete, dass sie einen Plan ausdachte, wie sie ihn ins Verderben stürzen könnte. Mit Gewalt war ihr nicht beizukommen, er musste sie überlisten.

»Frieder«, raunte er dem Geigenspieler zu, »du bleibst draußen und verbirgst dich. Sollten wir nicht wieder aus der Höhle herauskommen, so fliehe und melde, was hier vorgefallen ist.«

Frieder trat schnell hinter einen dicken Baum, was niemand bemerkte. Aufgrund des Gewühls von Rittern, Trabanten, Trossbuben und Pferden hatte ihn die Zauberin ebenfalls nicht erkannt.

Unter Vorantritt der Höhlenbesitzerin verschwanden der König, seine Begleitung und seine Trabanten mit dem Tränenfass bald im Eingang der Höhle.

Sie kamen in eine weite, großartige Rotunde. In einer Ecke des Raumes befand sich ein Herdstein, auf dem ein kleines Kohlenfeuer glimmte.

»Lagert Euch, Ihr Ritter«, sagte Ruste Poduste, zündete einen Kienspan am Feuer an und steckte ihn an die Wand. »Auf dass ich Euch den Willkommensgruß reichen kann.«

»Trabanten!«, rief sie dann, »legt das Fass dort an die Seitenwand und stärkt Euch aus dem Krug, den Ihr dort findet.«

Dann schritt sie zum Feuer, griff rasch in ihre Tasche und streute etwas, das sie entnommen hatte, auf die Flammen. Sogleich stieg ein seltsamer Wohlgeruch in feinen Dampfwölkchen daraus empor.

»Was sehe ich? Herr König«, rief die Zauberin erstaunt. »Weshalb lagert Ihr Euch nicht mit den Edlen ans Feuer?«

Bei diesen Worten streute sie nochmals von dem duftspendenden Pulver aus ihrer Tasche auf die Glut.

»Verzeiht, Frau Ruste Poduste«, erwiderte der König, der wegen des aufsteigenden Dunstes kaum zu atmen vermochte.

»Ja, verzeiht, wenn ich Eurer Aufforderung noch nicht folge, bevor ich die Prinzessin gesehen habe. Ich sehne mich danach, meine Tochter ans Herz zu schließen, und bitte Euch, sie herbeizuholen.«

Schon während der ersten Worte seiner Rede war der König fast nicht imstande, seine Augen offen zu halten. Bleiern senkten sich die Lider herab und er fühlte eine seltsame Schwere in allen Gliedern.

Die Zauberin hatte schlafsuchtbringendes, vergiftetes Pulver auf die Kohlen gestreut, wodurch alle Anwesenden von Betäubung befallen wurden.

Kaum hatte der König die letzte Silbe hervorgebracht, so sank er wie leblos zu Boden, und mit ihm, teils früher, teils später, seine Begleiter, Mann für Mann.

Es gelang niemandem, dem giftigen Betäubungsmittel zu widerstehen, auch nicht mit der größten Willenskraft.

Als Frau Ruste Poduste sah, welche Wirkung ihr Mittel hervorgerufen hatte, eilte sie hohnlachend dem Ausgang der Höhle zu. Um nicht ebenfalls betäubt zu werden, hatte sie sich heimlich die Nasenlöcher verstopft; außerdem war sie an den Teufelsqualm gewöhnt.

Mit den Trossbuben, so dachte sie, werde ich draußen schon fertig. Und dann gebe ich der Prinzessin eine Gestalt, in welcher sie der König, wenn er aus dem Zauberschlaf er-

wacht, niemals wiedererkennen soll.

Die unheimliche Stille in der Höhle und das darauffolgende Hohngelächter der Zauberin hatten inzwischen Frieder draußen ängstlich gemacht. Er fürchtete, dass dem König etwas zustoße, und er sehnte sich danach, ihm zu helfen.

Er sann und sann!

Plötzlich kam ihm ein rettender Gedanke!

Er rief den Trossbuben zu: »Ihr Buben! Eilt mit den Pferden fort! Fort, bis ihr nicht mehr gehört werdet!«

Als dies geschehen war, griff Frieder nach seiner Geige und sprang damit dem Höhleneingang zu.

In diesem Augenblick wurde Ruste Poduste in ihrem bunten Gewand sichtbar.

Da setzte Frieder schnell den Bogen an und spielte einen lustigen Tanz. Er sah, wie die Zauberin sogleich aus der Höhle herausgetänzelt kam. Belustigt nickte sie dem Spielenden zu und begann, sich widerstandslos im Takt der Geige zu drehen. Anfangs schien ihr die Sache ausnehmend zu gefallen, doch bald wurde sie müde und gab Frieder einen Wink, dass er aufhören solle.

Doch Frieder fiedelte mit immer größerem Eifer und immer schnellerem Tempo weiter.

Immer heftiger winkte Ruste Poduste um Ruhe bittend, doch immer eiliger flog Frieders Bogen über die Saiten, obwohl ihn die Kraft zu verlassen drohte.

Schließlich drehte sich die Zauberin wie ein Wirbel, sodass es aussah, als ob sich ein großer Kreisel bewegte.

Dann sank sie plötzlich wie vom Blitz getroffen tot zu Boden.

Aber auch Frieder brach mit ihr zusammen. Von der Anstrengung und der Furcht vor der Zauberin sank er ohnmächtig nieder.

Bald erholte er sich jedoch wieder und jubelte laut auf, als er sah, dass die gefürchtete Zauberin für immer besiegt war.

Er drang in die Höhle ein, um den glücklichen Erfolg zu melden und um zu sehen, was aus dem König von Demant geworden war.

Wie erschrocken, als er sowohl den König als auch alle seine Begleiter betäubt am Boden liegen sah! Auch ihm wurde ganz schwindelig. Daher sprang Frieder schnell wieder hinaus, holte Wasser und goss die Herdflammen aus, denn er hatte sofort gemerkt, dass der Dunst von dort kam.

Zu seiner Freude erholten sich alle bald von der Betäubung und konnten behutsam in die frische Luft wanken.

Zuerst kam der König wieder zu sich. Er war hochofren, als er um sich blickte und entdeckte, dass die Zauberin mau-
setot am Boden lag.

Frieder erzählte ihm voller Stolz, dass er sie mit seiner Geige besiegt habe.

»Ach, aber meine Tochter!«, rief der König schmerzlich aus. »Wie finde ich nun meine Amourita?«

»Beruhigt Euch, Herr König«, tröstete Frieder, »ich weiß Rat. Die Prinzessin kennt mein Geigenspiel. Wenn sie mich hört, wird sie ein Zeichen geben, wo sie zu finden ist. Lasst uns mit meiner Geige in die Höhle gehen.«

»Das ist ein guter Gedanke, Frieder!«, sagte der König erfreut. »Den wollen wir sogleich ausführen.«

Es wurden Fackeln angezündet, Frieder schritt mit der

Geige voran und spielte liebliche, sehnsüchtige Melodien. Die im Folgenden Begegneten mussten dabei weder tanzen noch weinen, sondern nur seufzen.

Der König und einige Ritter sammelten sich um ihn und drangen so tief und immer tiefer in die Höhle hinein.

Bald hier, bald da zeigten sich Seiteneingänge, Öffnungen und Türen, aber nichts regte sich, alles blieb still.

Plötzlich war es den Suchenden, die schon fürchteten, die Höhle habe kein Ende, als hätten sie irgendwo einen schwachen Ruf gehört. Sie eilten darauf zu und vernahmen deutlich, dass hinter einer verschlossenen Tür eine weiche Stimme rief: »Frieder, Geigenfrieder! Wo bist du?«

»Hier, Prinzessin Amourita!«, schrie Frieder aus Leibeskräften.

Da klopfte es mit zartem Finger an die verschlossene Tür und es gab keinen Zweifel mehr, dass die Prinzessin dahinter verborgen war.

»Amourita! Mein Kind! Vorwärts, helft!«, schrie der König außer sich vor Freude und versuchte mit aller Kraft, die Tür einzudrücken, aber es gelang ihm nicht. Es mussten erst Speere und Kampfbeile geholt werden. Mit diesen gelang es schließlich, das Hindernis zu beseitigen. Mit lautem Krach barst die Tür auseinander und eine wunderschöne Prinzessin stand, geblendet vom Licht der Fackeln, vor den Eindringlingen.

»Amourita! Mein Liebling!«, jauchzte der König, »habe ich dich wieder! Habe ich dich endlich wieder!«

Mit geöffneten Armen eilte er seinem Kind entgegen.

»Vater, lieber Vater«, jubelte die Prinzessin und schlang in

überwallender Freude die Arme um den Hals des Königs.

Die Umstehenden schauten ihnen mit Rührung und Teilnahme zu. Schließlich fragte die Prinzessin ängstlich: »Was ist denn mit der Zauberin Ruste Poduste geschehen?«

»Tot!«, erwiderte der König frohen Herzens. »Hier, unser Geigenfrieder hat sie besiegt!«

»Ach Frieder«, sagte die Prinzessin lächelnd und reichte ihm ihre zarten Hände, die er kaum zu berühren wagte. »Ich danke dir von ganzem Herzen dafür, dass du mich errettet hast und mich nicht vergebens warten ließest! Wo ist denn die Leni?«

»Ich habe sie noch nicht wieder gesehen, Prinzessin«, antwortete Frieder.

Da fragte der König rasch: »Möchtest du sie sehen, die brave Leni? Wollen wir sie mitnehmen?«

»Das möchte ich schon«, gestand Frieder. »Aber ich fürchte mich vor dem Schulmeister.«

»Lass mich nur machen«, tröstete der König, »suche die Stelle, wo ihr gegraben habt. Ich bringe meine Tochter inzwischen in den Reisewagen und kehre dann zu dir zurück.«

»Einen Augenblick noch«, bat die Prinzessin. »Hier, Frieder, ist die Stelle, wo ihr gegraben habt. Da liegt nämlich noch der kleine Sandhügel, der beim Graben durchgefallen ist. Grüße die Leni und bringe sie bald.«

Daraufhin führte der König seine Tochter durch die Windungen der Höhle ans Licht der Sonne und hob sie in den Reisewagen.

Inzwischen gelang es Frieder mithilfe der Kriegsknechte,

ein breites Loch in die Kellerdecke, oder vielmehr in den Fußboden des Kellers, zu schlagen, sodass er bald in sein ehemaliges Gefängnis klettern konnte.

Die zugenagelte Tür erinnerte ihn an die überstandenen Leiden. Mit wuchtigen Hieben ließ er seinen Zorn an der Tür aus, doch sie gab schnell nach, und Frieder konnte als Erster die Treppe hinaufstürmen.

Er riss die Stubentür auf und rief jubelnd: »Leni, da bin ich wieder.«

Der Schulmeister, der am Tisch saß und Blumensamen sortierte, rief voller Entsetzen: »Herr meines Lebens! Da ist der Hexenmusikant leibhaftig wieder.«

»Frieder!«, frohlockte Leni, sprang vom Spinnrädchen auf und fragte: »Ist die Prinzessin frei?«

»Ja«, erwiderte er, »soeben haben wir sie befreit. Sie sendet dir einen Gruß und du solltest mitkommen zu ihr!«

»Und die Zauberin?«, hakte Leni nach.

»Die ist tot, und wir haben nichts mehr von ihr zu befürchten.«

»Hinaus mit dir!«, rief der Schulmeister drohend. Die Furcht war ihm vergangen, als er sah, wie Leni ganz sorglos mit dem Musikanten plauderte. »Du hast mich ins Unglück gebracht mit deiner Hexengeige!«, schrie er zornig. »Denn seit deiner Fidelei bleibt meine Schule leer! Niemand will sie mehr besuchen.«

Da sagte eine fremde Stimme: »Nun, komm auch mit, Schulmeister.« Es war der König, der dem Frieder nachgeklettert war und nun unverhofft eintrat.

Bei diesem Anblick sprang der Schulmeister von seinem

Sitz empor, riss sein Käppchen ab und verneigte sich respektvoll vor ihm.

»Ja«, fuhr der König fort, »der Frieder hat mir einen großen Dienst geleistet, denn er hat mit seiner Geige die böse Zauberin bezwungen und meine Tochter erlöst.«

Da vergab der Schulmeister dem Geigenfrieder gern, was er ihm angetan hatte, und war bereit, mit ihm in das Reich des Königs von Demant zu ziehen.

Mit stolzer Sicherheit nahmen alle noch einmal den Weg durch die Höhle, um die Prinzessin Amourita zu treffen.

»Leni«, rief die Prinzessin den Ankommenden entgegen, zog sie zu sich in den Wagen und küsste sie herzlich. »Wie danke ich dir und dem Frieder.«

Nach einer freudigen Begrüßung mit der Prinzessin mussten sich der Schulmeister und Frieder ebenfalls in ihren Reisewagen setzen. Der König stieg samt seinem Gefolge zu Pferde, und dann ging es in sausendem Galopp der neuen Heimat zu.

Ruste Poduste blieb als Braten für die Wölfe liegen und ihre Zauberhöhle diente fortan Schlangen, Eulen, Fledermäusen und allerlei anderem Gewürm als Schlupfwinkel.

Die Heimkehrer hatten eine lange, anstrengende Fahrt, die jedoch ohne jeden Zwischenfall verlief.

Eines Abends, als der Mond seinen silbrigen Glanz über Wälder, Dörfer und Städte ergoss, blinkten den Reisenden endlich die Zinnen des Schlosses von Demant entgegen.

Alle Fenster darin waren hell erleuchtet und wetteiferten im Glanz mit den Strahlen des Mondes, die sich über die stolzen Mauern breiteten.

Als sie sich dem Schloss näherten, erkannte der Ausgucker, der Tag und Nacht auf seinem Posten sein musste, die Ankommenden. Er ließ vom Turm herab sein Horn ertönen und verkündete die Ankunft des Königs mit dem Reiterzug.

Sogleich wurde es im Schloss lebendig und seine Bewohner gerieten in große Aufregung.

Alle stürzten zu den Fenstern und Türen, um die heimkehrende Prinzessin als Erste zu sehen.

Allen voran war die Königin. Sie flog mehr, als dass sie ging, und die Pagen, die ihr die Schleppe trugen, konnten kaum mitkommen. Die sonst übliche Etikette wurde dabei völlig außer Acht gelassen.

Endlich rasselte die Zugbrücke nieder und der Wagen konnte über den Schlosshof fahren und vor dem Portal halten.

Die Prinzessin sprang heraus und die Königin schloss ihr so lange beweintes Kind lachend und weinend in die Arme.

»Meine Tochter!«, rief sie, »meine geliebte Amourita! Habe ich dich endlich wieder!« Dann begrüßte sie jubelnd ihren Gemahl.

Nachdem sich der erste Freudenrausch etwas gelegt hatte, hieß sie auch den Schulmeister, Leni und Frieder willkommen.

Anschließend gingen alle ins Schloss, erfüllt von Glück und Freude. Dort erfuhr die Königin den wunderbaren Zusammenhang der Ereignisse.

Später ließ der König von Demant ein hübsches Haus als Schule für den Schulmeister bauen. Dieser wollte Frieder unbedingt bei sich behalten und gab ihm seine Tochter Leni zur

Frau.

Nun wurde eine große Hochzeit veranstaltet. Als Frieder auf seiner Geige einen lustigen Tanz aufspielen wollte, siehe da – die Geige hatte ihre unbezwingliche Macht über die Menschen verloren und tönte wie alle anderen Geigen auch. Sie wurde aber zum Andenken aufbewahrt bis in die spätesten Zeiten.

Es war gut, dass die Zauberin Ruste Poduste, die Feindin glücklicher Menschen, nicht mehr lebte. Denn sonst wäre sie sicherlich bald wieder in das Reich des Königs von Demant geschlichen und hätte das Glück der zufriedenen Menschen zerstört. So aber blieb Frieden und Wohlergehen ein steter Gast im Schloss sowie im Haus des Schulmeisters bis auf den heutigen Tag.

Ende

